
Buchbesprechungen

Müller-Jentsch, Walther: Soziologie der industriellen Beziehungen - eine Einführung, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1986, 278 Seiten, 28 DM

Dieses erste deutschsprachige Lehrbuch über industrielle Beziehungen ist ein gelungener Wurf, weil - was ja nicht allzu häufig in wissenschaftlichen Texten vorkommt - das überlegene Wissen und die Schreibkunst des Verfassers eine glückliche Verbindung eingegangen sind. Müller-Jentsch, lange Jahre am Institut für Sozialforschung in Frankfurt tätig und nunmehr Professor für Soziologie an der Universität Paderborn, gelingt es, die sperrige Materie in einer sprachlichen Form darzubieten, daß - selten genug - die Lektüre eines Lehrbuchs zur Freude wird. Aber es bleibt ein durch und durch wissenschaftliches und auch dicht geschriebenes Buch. Es ist eine nützliche und wertvolle Hilfe, vor allem für Lehrer

und Referenten in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit, aber auch für alle Vertrauensleute, Betriebsräte und hauptamtlichen Gewerkschafter, die an einer systematischen Darstellung ihrer Materie interessiert sind.

Was bietet Müller-Jentsch seinen Lesern? Er präsentiert eine umfassende Übersicht der vielfältigen Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital und behandelt im einzelnen das Verhältnis zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden, zwischen Betriebsräten und Unternehmensleitungen, zwischen Belegschaften und Management. Erläutert werden Grundbegriffe und Basisinstitutionen wie industrieller Konflikt, industrielle Demokratie, Arbeitsmarkt, Tarifautonomie, Betriebsverfassung, Streik und Aussperrung. Das Buch endet mit einem Ausblick auf die Zukunft von Gewerkschaften und industriellen Beziehungen.

Was auf den ersten Blick als eine altbekannte Themenfolge erscheint, erhält seine Attraktivität durch die Vorzüge ihrer Darstellung. Hierzu zählt, daß der Autor kein wertneutrales Lehrbuch abgeliefert hat, sondern seinen eigenen Standpunkt offenlegt. Ihm zufolge sind aus den früheren Klassenbeziehungen industrielle Beziehungen geworden, und der Klassenantagonismus wurde mittels eines umfassenden Organisations- und Institutionensystems in Interessengegensätze transformiert. Das Buch gewinnt sehr an Lebendigkeit durch die Methode des Verfassers, mit Gegenüberstellungen zu arbeiten. So gibt Müller-Jentsch keineswegs bloß seine eigene Position wieder, sondern offeriert von ihr abweichende Theorien und Analysen anderer Autoren. Er vermeidet hierdurch die Gefahr, seine Leser zu bevormunden. Ein häufig angewandter und geglückter Schachzug ist der des historischen Rückgriffs. Ein Beispiel mag diese Vorgehensweise verdeutlichen. Die uns heute so geläufige Abfolge: Tarifverhandlung/Schlichtung/Streik ist, historisch gesehen, in exakt umgekehrter Reihenfolge entstanden. Müller-Jentsch nutzt diese geschichtliche Entwicklung, um den Wandel vom unregelmäßigen Klassenkampf zum institutionalisierten Interessenkonflikt zu belegen. Durch ähnlich prägnante Gegenüberstellungen gelingt es ihm ferner, die Spezifika von Institutionen wie etwa zwischen Tarifautonomie und Betriebsverfassung oder zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften herauszuarbeiten.

Unter didaktischen Gesichtspunkten betrachtet, sind die vielen Schaubilder, tabellarischen Zusammenfassungen und statistischen Aufstellungen hervorzuheben, denen man anmerkt, daß sie in universitären und gewerkschaftlichen Bildungsveranstaltungen getestet wurden.

Es war wohl unvermeidlich, daß beim ersten Anlauf eines solchen Lehrbuchs noch einige Schwachstellen zu vermerken sind. So beginnt das Buch mit vier Fallbeispielen in der Absicht, die gesamte Bandbreite von industriellen Beziehungen zu

erfassen und ihre nachfolgende Systematisierung und Charakterisierung zu erleichtern. Da der Verfasser im Verlaufe seiner Darstellung auf die Fallbeispiele nicht mehr zurückkommt, bleiben sie isoliert und verlieren den ihnen zugeordneten Lerneffekt. Gelegentlich geht die sprachliche Brillanz des Verfassers mit ihm durch. Es muß nicht sein, um einige Beispiele zu nennen, daß von „Deprivation“, von der „Erosion des traditionellen dichotomen Arbeiterbewußtseins“, von „luzider Zusammenfassung“ oder vom „osmotischen Prozeß“ die Rede ist. Eine inhaltliche Leerstelle ist sicher in dem Umstand zu sehen, daß Müller-Jentsch die Entwicklung der Tarifpolitik, der tarifpolitischen Konzeption der Gewerkschaften wie auch die materiellen Tarifergebnisse (etwa Lohnentwicklung oder Arbeitszeitabkommen) vernachlässigt; dies steht beispielsweise in einem deutlichen Mißverhältnis zur detaillierten Auflistung aller Arbeitskämpfe seit 1950.

Insgesamt ein Buch, von dem der erfahrene Gewerkschafter lernen kann. Der Autor bekennt Farbe, kommt aber nicht rechthaberisch daher. Ein Buch, dem man eine weite Beachtung wünscht und das Vorbild für andere Produkte aus der akademischen Werkstatt sein sollte.

Otto Jacobi, Frankfurt

Overwien-Neuhaus, Anita: Mythos - Arbeit - Wirklichkeit. Leben und Werk des Bergarbeiterdichters Otto Wohigemuth, Prometh Verlag, Köln 1986, 248 S., 39,80 DM

Müller, Gerhard: Für Vaterland und Republik. Monographie des Nürnberger Schriftstellers Karl Bröger, Centaurus Verlagsanstalt, Pfaffenweiler 1986, 523 S., 48 DM

Clark, Jon: Bruno Schönlink und die Arbeitersprechchor-Bewegung, Prometh Verlag, Köln 1984, 270 S., 36 DM

Kann sich Literatur unabhängig von den gesellschaftlichen Zuständen entwickeln? Ist der Dichter schöpferisch autonom, lediglich seinem Werk verpflichtet?

Oder: kann die Literatur auf die Gesellschaft einwirken, diese verbessern? Das sind wichtige Fragen für die Arbeiterliteratur - und die Schriftsteller haben unterschiedliche Antworten darauf gegeben. Das zeigen drei Biographien, die innerhalb kurzer Zeit erschienen sind.

Otto Wohlgemuth (1884-1965) wollte als Bergarbeiter zum Dichter aufsteigen, er wollte unpolitisch sein, doch er geriet ins politische Räderwerk.

Wohlgemuth, der Sohn eines Bergmanns, machte eine Former-Lehre, brach diese ab und wurde Bergarbeiter. 1923 wurde er zum Stadtbibliothekar in Buer berufen. Im Frühjahr 1933 entließ man ihn aus dieser Stellung. Während des Dritten Reiches und in der Nachkriegszeit lebte er von einer bescheidenen Pension und von Honoraren für Lesungen und Publikationen. Otto Wohlgemuth ist umstritten. Es gibt eine „Otto-Wohlgemuth-Legende“ (die er selbst in die Welt setzte) und auch eine „Anti-Wohlgemuth-Kampagne“ (ausgelöst durch Georg Breuker). Da wird behauptet, Wohlgemuth sei damals in SA-Uniform herumgelaufen - seine Freunde wiederum sehen in ihm einen von den Nazis Verfolgten. Ähnlich steht es mit der Beurteilung seines Werkes: Die einen halten ihn für den besten deutschen Bergmannsdichter - andere stoßen sich am Pathos vieler seiner Dichtungen.

Das jetzt vorgelegte Buch schafft Klarheit, denn „diese Monographie beruht fast ausschließlich auf unveröffentlichten Materialien“. Frau Overwien-Neuhaus hatte Zugang zum Nachlaß, zu den Briefen und persönlichen Notizen. Otto Wohlgemuth wollte als Dichter nichts mit Politik zu tun haben, obwohl er dem Bergarbeiterverband und (ab 1925) der SPD angehörte. Nach seiner Amtsenthebung im Frühjahr 1933 brachte er weitere Bücher heraus und machte viele Vortragsreisen. „Wie Bröger und Lersch wird auch Otto Wohlgemuth bruchlos für die Literaturpolitik der Nationalsozialisten vereinnahmt“ (S. 96). Doch er wurde nicht zum Kollaborateur, er schrieb nicht für das

neue Regime (der Reichsschrifttumskammer aber gehörte Wohlgemuth an). 1943 wurden Bücher von ihm beschlagnahmt. Nach dem Kriege wurde er als „nicht besonders belastet“ eingestuft.

Die Kampagne gegen ihn wurde durch die vom Autor geschaffene Wohlgemuth-Legende begünstigt. Otto Wohlgemuth frisierete seinen Lebenslauf. „Selbststilisierung“ nennt es Anita Overwien-Neuhaus.

Wohlgemuth war nicht nur Autor. Er gab Anthologien heraus, half jungen Autoren. 1923 hatte er den „Ruhrland-Kreis“ gegründet und später unterstützte er die Gründung der Dortmunder „Gruppe 61“.

Das Buch ist Biographie und Gedichtband in einem. Die Autorin beschäftigt sich im zweiten Teil des Buches mit dem Werk Otto Wohlgemuths. Viele Gedichte werden im Wortlaut abgedruckt. „Unter bewußten Rückgriff auf die Sprache des Bergmanns hat Wohlgemuth mit das Beste geschaffen, was Arbeiterdichtung hervorgebracht hat und dabei zugleich die deutsche expressionistische und neusachliche Lyrik um wichtige Stoffgebiete bereichert“ (S. 171). In seinen besten Texten ist Otto Wohlgemuth Chronist, Zeitzeuge, der für seine sprachlosen Arbeitskollegen die Stimme erhebt. Er schildert eindringlich die Härte der Arbeit, die Unfallgefahren. Immerhin gab es in 25 Jahren mehr als 25 000 Tote im Bergbau. Auch das Leid der Grubenpferde gehört zu seinen Themen. Seine guten Texte sind frei von Pathos. So heißt es in einem Gedicht: „Nein, was man so Helden nennt, das sind wir nicht. / Wir quälen uns eben weiter, Schicht für Schicht.“

Wohlgemuth erkannte auch die Zerstörungen, die Gefahren, die von der Großindustrie ausgehen. Bereits 1929 schrieb er: „Durch die Ufer schleppt sich die Ruhr. Abwässer haben ihre Fische getötet. Kieselgehänge sind rostbraun gerötet. Zersetzt, zerrissen über die graue Flur wogt über den Schloten das Gespenst des Landes...“

Auch *Karl Bröger* (1886-1943) ist umstritten. Oft wird er mit Max Barthel und Heinrich Lersch, die mit den Nazis zusammenarbeiteten, in einem Atemzug genannt. Daß damit Bröger Unrecht getan wird, das weist das Buch von Gerhard Müller nach.

Karl Bröger wurde mit einem Schlag bekannt, als 1915 sein Gedicht „Bekenntnis“ im „Simplicissimus“ veröffentlicht wurde: „(...) Herrlich aber zeigte es deine größte Gefahr, / daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war. / Denk es, o Deutschland.“ Doch Bröger hatte schon Jahre zuvor Gedichte publiziert. Nun aber war der Redakteur bei der „Fränkischen Tagespost“ berühmt. Er war zunächst „vom Kriegsrausch erfaßt“ worden, dann wurde er zum Kriegsgegner. 1910 war er der SPD beigetreten, er war Wahlredner für die Partei. Ab 1921 war er Dozent an der Volkshochschule Nürnberg. Er glaubte an das Wort „Wissen ist Macht!“

Bröger war zwiespältig: Als Sozialdemokrat und Erwachsenenbildner war er durch und durch politisch-als Schriftsteller aber sah er sich über den Parteien. Er orientierte sich an den großen Dichtern des 19. Jahrhunderts und er strebte diesen Vorbildern nach. An seinem Beispiel lassen sich die Stärken und die Schwächen der Arbeiterdichtung sichtbar machen. Bröger schrieb unter anderem Märgedichte, nahm die Not der Menschen in seine Texte auf, doch er wurde selten konkret, er neigte zur Allegorie, zur abstrakten Überhöhung. Bröger hing der „Illusion einer klassenlosen Werkgemeinschaft“ (S. 416) an. Solche Illusionen bei ihm und anderen Arbeiterdichtern erlaubten es nach 1933 den Nazis, große Teile der Arbeiterdichtung für sich zu gebrauchen, zu mißbrauchen.

Das Buch von Gerhard Müller enthält eine Übersicht darüber, welche Werke von Karl Bröger zwischen 1933 und 1945 unterdrückt wurden, welche zugelassen blieben und welche Bücher neu erschienen. Die meisten dieser neuen Bücher bauten auf Romanen und Erzählungen auf, die Bröger vor 1933 geschrieben

hatte. „1933 war seine Schaffenskraft gebrochen. ... Es gibt kein Alterswerk von Karl Bröger“ (S. 87).

1933 verlor Bröger seinen Arbeitsplatz; er wurde für zwei Monate ins KZ Dachau gebracht. Es folgten Isolierung und Ächtung. Bröger starb 1943 an Krebs. Er wollte in aller Stille begraben werden. Doch Goebbels ordnete ein Staatsbegräbnis an. Goebbels sah hier eine Chance, die angebliche Übereinstimmung zwischen Arbeiterschaft und Staatsführung zu demonstrieren. Gerhard Müller weist nach, daß Bröger trotz der Kompromisse mit dem NS-Regime dem sozialistischen Gedanken treu geblieben ist. Er wurde nicht zum Verräter.

Während Karl Bröger sich nicht als ein „Arbeiterdichter“ verstand, stellte *Bruno Schönlank* (1891-1965) sein Schaffen bewußt in den Dienst der Arbeiterbewegung.

Schönlanks Vater war Redakteur und SPD-Reichstagsabgeordneter. Die Ausbildung zum Gutsverwalter brach der Sohn ab und ging wieder in die Großstadt. Er arbeitete in verschiedenen Berufen und wurde Journalist in Berlin. Clara Zetkin ermutigte ihn zu schriftstellerischen Arbeiten. Die Aufnahme von zehn Gedichten in die Sammlung „Stimmen der Freiheit“ (1914) wurde für ihn zum Durchbruch. Er war Kriegsgegner, er unterstützte Karl Liebknecht und organisierte Friedensdemonstrationen.

Schönlank schrieb meist in der „Wir“-Form der Solidarität. Er verstand seine Dichtungen als „Motor politischer Emanzipation“.

Bruno Schönlank begann mit Dramen und fand dann im Sprechchorwerk seine wahre Aufgabe. Sprechchorwerke waren aus den proletarischen Feierstunden hervorgegangen. Er schrieb viele Chorwerke; herausragend ist sein Bewegungskhorwerk „Der gespaltene Mensch“. Bei den Aufführungen gab es bis zu hunderttausend Besucher, die zum Schluß mitsangen, das „Wann wir schreiten Seit' an Seif“ oder „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“.

Gegen Ende der Weimarer Republik verloren die Sprechchöre an Bedeutung — die Aufführungen waren zu teuer, die Rivalität zwischen SPD- und KPD-Veranstaltungen störte, und die Massen waren durch die Wirtschaftskrise ernüchtert.

Im Oktober 1933 ging Schönlink in die Schweiz. Die Nazis verboten seine Schriften und bürgerten ihn aus. In Zürich lebte Schönlink in ärmlichen Verhältnissen, unterstützt von kirchlichen Gruppen. Nach Kriegsende blieb er in der Schweiz. Er schrieb noch einige Chorwerke und er erhielt 1950 bis 1952 eine finanzielle Unterstützung durch den DGB. Schönlink hatte mehrfach versucht, „Schriftsteller in Analogie zu Journalisten der Arbeiterbewegung als hauptamtliche Funktionäre anzustellen“ (S. 165). Der Entzug der Unterstützung des DGB verbitterte ihn. 1956 sagte er: „Hat der Sprechchor heute noch eine Daseinsberechtigung? Diese Frage ist nur dann mit einem Ja zu beantworten, wenn sich wieder Menschen zusammenfinden, die nicht vor lauter Tagesfragen das hohe Ideal der Arbeiterbewegung aus Herz und Sinnen verloren haben.“ Den Auftrag für ein neues Chorwerk lehnte er 1960 mit den Worten ab: „Wo soll ich die Kraft hernehmen, immer wieder in die paar letzten Funken zu blasen, um ein gar nicht gewünschtes Feuer zu entfachen?“

Das sollte uns nachdenklich stimmen. Auch heute noch könnten wir politische Kraft gewinnen, wenn wir die gewerkschaftliche Kulturarbeit verstärken würden.

Walter Köpping, Essen

Gegen den Strom - Organ der KPD-Opposition, Vollständiger Nachdruck in drei Bänden, Edition SOAK, Junius-Verlag, Hannover 1985, zus. 2642 S., 345 DM

Vor allem an der Haltung zu den freien Gewerkschaften der Weimarer Republik hat sich 1928 die KPD gespalten. Die ausgeschlossenen „Rechten“ oder Brandleristen begannen ab Herbst 1928 die Wochenzeitung „Gegen den Strom“ herauszugeben. Als die zweite Periode des ver-

schärften ultralinken Kurses eingeleitet wurde, wehrten sich die erfahrenen Gewerkschafter in der KPD gegen den neutralen Versuch, durch die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition ADGB und Af A-Bund zu spalten. Um die Einheit der freien Gewerkschaften als der wichtigsten Klassenorganisation der Arbeiter und Angestellten zu erhalten, verzichteten viele alte Kommunisten auf ihre Parteimitgliedschaft und lehnten eine schädlich gewordene Parteidisziplin ab. Als aktive, meist ehrenamtliche Funktionäre waren sie aber ebenso kritisch eingestellt gegenüber der Strategie und den Konzepten der Gewerkschaftsführung, die gelegentlich den Mut zu aktivem Klassenkampf fand, z. B. im Kapp-Putsch, aber überwiegend zur Klassenzusammenarbeit neigte und wirtschaftsdemokratischen Illusionen nachhing. Allerdings gab es auch Ausnahmen, wie vor allem in der Führung des Af A-Bundes, im Deutschen Metallarbeiter-Verband (DMV) und bei den Schuhmachern. Aber als die große Wirtschaftskrise ausbrach, an deren Höhepunkt die Bourgeoisie Hitler die politische Macht übergab, waren die Gewerkschaften ohne Strategie, daher wehrlos. Die beschämende Kapitulation vom 19. April 1933 vor der NSDAP und ihrem Staatsstreich war die voraussehbare Konsequenz. So wurden auch die stolzen Organisationen zerstört, um deren Erhaltung man zu immer weitergehenden „Kompromissen“ bereit gewesen war.

Der Aufstieg und Sieg des Nationalsozialismus war voraussehbar - wie man aus den glänzenden Analysen der KPD-Opposition und ihrer theoretischen Wochenzeitung „Gegen den Strom“ ersehen kann, mit denen sie den Niedergang der Weimarer Republik eindringlich warnend begleitete; aufhaltsam, denn die KPO, ebenso wie andere Parteien und Gruppen des linken Zwischenfeldes, bot auch eine alternative Strategie an: Verbindung des wirtschaftlichen mit dem politischen Kampf, antifaschistische Einheitsfront aller proletarischen Organisationen, ein Aktionsprogramm, das durch Übergangslösungen über die Grenzen des Kapitalismus hinausführen und damit Alternativen

eröffnen sollte. In kritischen Situationen schlug die KPDO in ausführlichen Briefen an die Spitzenorganisationen der Werktätigen gemeinsames Handeln vor, so am 1. Juni 1932, als die Regierung von Papen eingesetzt wurde, und am 30. Januar 1933. Warnungen und Aufforderungen, immer sehr sachlich, argumentativ, beschwörend gehalten, wurden von den großen Organisationsführungen ignoriert - trotz beträchtlichen Drucks aus Betrieben und Gewerkschaftsgremien.

„Gegen den Strom“ focht an drei Fronten. Der wirkliche Feind waren die deutschen Unternehmer und Politiker, die die Weimarer Republik abbauen und dem Faschismus die Macht übertragen wollten. Zur Verteidigung der bürgerlichen Demokratie als des besten Kampfbodens für die Arbeitenden forderten sie gemeinsames Handeln der Linken. Daher wandte sich die Zeitschrift seit 1928 gegen alle Illusionen, die von SPD und KPD über das überschätzte Weimar und über die unterschätzte faschistische Gefahr gehegt und gepflegt wurden. Sie lehnte entschieden die Sozialfaschismus-These der KPD ab. Sie erarbeitete die früheste und beste Analyse des deutschen Faschismus schon 1928/29. Die daraus abgeleiteten Warnungen wirken heute erschreckend prophetisch. Die KPDO lehnte auch alle ultralinken Strategien ab, so die Spaltung von Gewerkschaften und Arbeitersport und arbeitete für die Erhaltung der Einheit und des klassenkämpferischen Charakters der gemeinsamen Organisationen. Die dritte Front war die des Reformismus: Die Zeitschrift wandte sich gegen die Illusionen über die Neutralität oder gar die demokratische Grundhaltung des Staatsapparates, über Wirtschaftsfrieden, friedliches Hineinwachsen in den Sozialismus und gegen den Antikommunismus und die Sowjetfeindschaft vieler Gewerkschaftsführer und SPD-Politiker.

In der Konsequenz dieser unabhängigen Politik wandte sich die Zeitschrift schon sehr früh gegen die Bevormundung der KPD durch die sowjetische Parteiführung unter Stalin und verlangte bereits 1928 eine „Reform der Komintern an Haupt und Gliedern“.

„Gegen den Strom“ war, wie Wolf gang Abendroth im Vorwort des Nachdrucks schreibt, „unzweifelhaft die beste marxistische Zeitschrift in den Endjahren der Weimarer Republik“. In ihr wurde offen über die Strategie der Arbeiterbewegung diskutiert und mit den Gegnern in der Arbeiterbewegung sachlich argumentiert.

Nach der kampflosen Niederlage von 1933 war die KPDO die erste, die sofort den Wiederaufbau illegaler, überparteilicher Klassengewerkschaften begann. „Gegen den Strom“ hat bis zu seiner letzten Ausgabe Ende 1935 die Entwicklung im Dritten Reich kenntnisreich gedeutet und versucht, eine Strategie für die illegale Gewerkschafts- und Betriebsarbeit zu erarbeiten. Die KPO teilte nicht die Illusionen von einer Eroberung oder Ausnutzung des nazistischen Gewerkschaftsersatzes „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF).

Für Gewerkschafter, die sich mit der Geschichte der Gewerkschaften befassen, für Lehrer und Studenten gewerkschaftlicher Schulungsstätten wird dieser Reprint zu einer schöpferischen Quelle von Denkanstößen und zur historischen Fundgrube. Herausgeber Lothar Wentzel und der Verlag haben keine Mühe gescheut, um einen vollständigen Nachdruck der Zeitschrift von der ersten bis zur letzten Ausgabe zu erstellen. Wichtige Dokumente zur Vorgeschichte der KPDO ergänzen den ersten Band. Damit haben sie ein wichtiges Dokument deutscher Geschichte neu verfügbar gemacht, und das in besserer technischer Qualität als die Originale.

Theodor Bergmann,
Stuttgart